Gemeinnütziges Volksblatt.

August 1800.

I. Gesetze in Ansehung des Diebstahls und Raubes.

Wer einen gemeinen Diebstahl ohne Anwendung einiger Gewalt begehet, soll, wenn der Werth des Entwendeten unter fünf Thaler beträgt, körperlich gezüchtigt, und mit Gefängniß auf acht Tage bis vier Wochen belegt werden. Beträgt der Diebstahl über fünf Thaler, so wird die körperliche Züchtigung geschärft und der Dieb mit Strafarbeit oder Zuchthausstrafe von vier Wochen bis zwey Jahren belegt.

Größere Hausdiebstähle werden mit scharfer körperlicher Züchtigung und mit Gefängnißstrafe, die bis auf drey Jahre sich verlängert, bestraft. Gleiche Schärfung der Strafe erfolgt, wenn Sachen, die nicht unter genauer Verwahrung gehalten werden können, gestohlen werden; wenn in Feuers-Wassers- oder Kriegsnoth an den geretteten Sachen ein Diebstahl begangen wird; wenn Thiere auf der Weide, Ackergeräthe im Felde, Bienenstöcke, Feld- und Gartenfrüchte, Holz im Walde und Floßholz gestohlen wird.

Wilddiebereyen, die ohne Schießgewehr verübt sind, werden als gemeine, mit Schießgewehr verübte als ein schwerer, und an Personen, die ein Gewerbe daraus machen, als ein gewaltsamer Diebstahl bestraft, mit Gefängnißstrafe von sechs Monaten bis drey Jahr.

Wer Fische aus fließenden Wassern oder Landseen entwedet, leidet achttägige bis vierwöchentliche Gefängnißstrafe. Wer aber Fische aus Hältern, Teichen oder Privatseen entwendet, wird mit sechsmonatlichem bis dreyjährigem Gefängnisse bestraft.

Der Diebstahl bey Nacht wird schärfer bestraft, als der bey Tage.

Wer Kirchen, milde Stiftungen, öffentliche Kassen, Magazine, Posten bestiehlt, soll mit Willkommen und Abschied Zuchthausstrafe auf acht Wochen bis vier Jahre leiden.

Wer an öffentlichen Denkmälern oder Zierrathen öffentlicher Plätze einen Diebstahl verübt, soll auf sechs Wochen bis drey Jahre Gefängnißstrafe mit Willkommen und Abschied leiden. Wer Gräber bestiehlt, soll mit scharfer körperlicher Züchtigung und Gefängnißstrafe auf acht Tage bis vier Wochen belegt werden.

Wenn bey Verübung eines gemeinen Diebstahls der Verbrecher Gewehr oder andere gefährliche Werkzeuge bey sich geführt hat, wird die Gefängnißstrafe um drey Monate bis ein Jahr verlängert.

Wiederholter Diebstahl wird mit körperlicher Züchtigung bestraft, und der Dieb so lange im Arbeitshause verwahrt, bis er sich bessert und hinlänglich nachweiset, wie er künftig sich ehrlich nähren will. Stiehlt er nach seiner Entlassung noch einmal, so hat er lebenswierige Zuchthausstrafe

ver-

verwirkt. Auf die Entweichung eines Diebes aus dem Arbeitshause oder aus dem Gefängnisse folgt jedesmal die Strafe von neuem, die das Verbrechen des Diebstahls verwirkte.

Ein gewaltsamer Diebstahl wird begangen, wenn Einbruch erfolgt, verschlossene Thüren oder Kasten und Schränke durch Nachschlüssel und Dietriche geöffnet, Koffer oder Gepäcke von Fuhrwerken losgeschnitten worden, oder der Verbrecher gewaltsame Hand an einen Menschen angelegt hat, ohne jedoch demselben einigen Schmerz zuzufügen. Wer zum erstenmal dergleichen Diebstahl begeht, erhält scharfe körperliche Züchtigung und wird auf sechs Monate bis drey Jahre eingesperrt, und nicht eher losgelassen, als bis er nachgewiesen hat, wie er sich künftig auf eine ehrliche Art nähren will.

Wer in der Absicht, Feld- oder Gartenfrüchte zu stehlen, einsteigt oder einbricht, soll scharfe körperliche Züchtigung leiden, und sechs Wochen bis drey Jahre eingesperrt werden.

Wenn ein gewaltsamer Dieb mit Gewehr oder andern gefährlichen Werkzeugen versehen ist, so soll er, wenn er auch keinen Gebrauch davon macht, ein bis fünfjährige Zuchthausstrafe leiden. Gleiche Schärfung der Strafe findet Statt, wenn Kirchen, öffentliche Kassen oder Magazine durch gewaltsames Einsteigen bestohlen werden.

Wer öffentliche Posten gewaltsam bestiehlt, und mit gefährlichen Waffen dabey versehen ist, soll achtjährige Zuchthaus- oder Festungsstrafe leiden.

Wer unbewegliche Sachen gewaltsamer Weise ohne Recht in Besitz nimmt, hat zwey bis dreyjährige Zuchthausstrafe verwirkt. Wer durch Gewalt an Menschen bewegliche Sachen, wozu er kein Recht hat, in Besitz nimmt, macht sich eines Rau-

bes schuldig. Wer auch nur unter Androhung gefährlicher Behandlung einen solchen Diebstahl ausübet, hat als Räuber eine acht- bis zehnjährige Festungsstrafe und die schärfste körperliche Züchtigung verwirkt.

Wer Menschen durch Binden, Knebeln oder Schläge, aber ohne Schaden an Gesundheit und Leben mißhandelt, soll als ein Räuber eine zehn- bis funfzehnjährige Festungsstrafe und die schärfste Züchtigung mehrmals erhalten.

Wer zum zweytenmal einen Raub begeht, soll öffentlich gestäupt, im Angesichte gebrandmarkt, und lebenslang in eine Festung eingesperrt werden.

Ist dnrch zugefügte Mißhandlung der Tod des Beraubten befördert worden, so soll der Räuber enthauptet, und der Körper auf das Rad geflochten werden.

Wer Straßenraub begehet, soll, wenn er auch nur gefährliche Drohungen gebraucht hat, mit zehn- bis funfzehnjähriger Festungsstrafe und scharfer Züchtigung belegt werden. Uebt der Straßenräuber wirkliche Gewaltthätigkeit aus, so findet funfzehnjährige bis lebenswierige Festungsstrafe statt, und wenn der Beraubte an seinen Gliedmaßen beschädigt ist, die Strafe des Schwerdts, und beym Todtschlage des Rades von unten.

Wer einem andern, auch ohne die Absicht zu rauben, auf öffentlicher Straße auflauert, und ihn beleidigt, soll mit zwey- bis zehnjähriger Festungsstrafe belegt werden.

Der Rädelsführer einer Diebesbande hat zehnjährige bis lebenswierige, die Mitverbundenen aber sechs- bis zehnjährige Festungsstrafe und scharfe Züchtigung verdient. Hat die Bande gewaltsame Diebstähle verübt, so soll der Anführer mit dem

Gal-

Galgen, und wenn wirklicher Raub verübt ist, mit der Strafe des Rades von oben, die übrigen Genossen aber mit Staupenschlag, Brandmarkung und lebenswieriger Festungsstrafe belegt werden.

Wer an den Vortheilen eines Diebstahls Theil nimmt, oder ihn durch Lieferung der Werkzeuge und Wachehalten unterstützt, ist als Miturheber zu bestrafen.

Wächter und Wachen, die aus Gewinnsucht wissentlich einen Diebstahl geschehen lassen, haben die Strafe des gewaltsamen Diebstahls verwirkt.

Wer Dieben zur Verheimlichung, Fortschaffung und Veräusserung der gestohlnen Sachen behülflich ist, hat sechsmonatliche bis zweyjährige Festungsstrafe, nebst scharfer körperlicher Züchtigung verwirkt. Gleiche Strafe erhält derjenige, der Räuber gegen die Nachforschungen der Obrigkeit verbirgt, oder ihnen Gelegenheit zum Raube nachweiset.

Wer Diebe wissentlich beherberget, oder gestohlne Sachen verhehlt, hat sechsmonatliche bis zweyjährige Festungsstrafe nebst scharfer körperlicher Züchtigung zu leiden.

Ein jeder, dem von Verdächtigen oder Unbekannten Sachen zum Kauf oder Pfande angeboten werden, ist schuldig zu prüfen, ob jener zum Verkauf berechtigt sey. Ist der Verkäufer ein Dienstbote, so muß er die Sache der Herrschaft anzeigen. Mit ganz unbekannten Leuten, welche Sachen von Werth anbieten, muß sich niemand einlassen. Hat man nur einen wahrscheinlichen Verdacht, so muß man die verdächtige Sache anhalten, und an die Obrigkeit zur weitern Untersuchung abliefern.

Hat jemand wissentlich gestohlne Sachen gekauft, so wird er als ein gemeiner Dieb bestraft,

und diese Strafe wird verdoppelt, wenn er es zum zweytenmal thut. Wer Handel oder Pfandverkehr treibt, soll, wenn er gestohlne Sachen annimmt, außer der an sich verwirkten Strafe, auch seines Gewerbes verlustig seyn.

Die Schlösser sollen bey zehn Thaler Strafe, ohne Genehmigung des Eigenthümers kein Schloß öffnen, oder einen neuen Schlüssel dazu machen, auch keinen Hauptschlüssel verfertigen. Auch müssen sie ihre Dietriche sorgfältig verwahren, und sie nicht unsichern Personen verabfolgen lassen. Handeln sie dagegen, so verfallen sie in zehn Thaler Strafe, und müssen den durch ihre Unvorsichtigkeit entstandenen Schaden ersetzen.

II. Vom Salzen der Butter.

Das Salzen der Butter hat einen doppelten Zweck. Man will nämlich dadurch die frische Butter, die bald verspeiset werden soll, schmackhaft, die Butter aber, die länger aufbewahrt werden soll, dauerhaft machen. Daß zuvor durch tüchtiges Auswaschen die Butter von den darin noch zurückgebliebenen Molken gereinigt und alle fremdartige Dinge herausgebracht werden müssen, versteht sich von selbst. In Rücksicht der Menge des Salzes, die man zu nehmen hat, richtet man sich, wenn es Tischbutter seyn soll, nach dem Appetit der Personen, soll es aber Dauerbutter seyn, die sich längere Zeit halten soll, nach der Fettigkeit derselben und nach der Güte des Salzes. Da bey dieser letztern Art von Butter das Salz zur Mäßigung der ölichten Theile, damit diese nicht so leicht in Fäulniß übergehen, erfordert wird: so ist begreiflich, daß fette Butter

mehr

mehr als magere davon nöthig habe. Gewöhnlich rechnet man auf jedes Pfund Butter bis anderthalb Loth Salz.

Die Butter, welche lange dauern soll, wird entweder stärker gesalzen, oder sie wird gar nicht gesalzen, sondern geschmolzen und so in Fässer geschlagen und unter dem Namen der Flöß- oder Schmelzbutter verkauft. Die besten Gefäße zur Aufbewahrung der gesalzenen Butter sind die von Glas, oder von sogenanntem Steingute, worin sich dieselbe am besten hält. In den thönernen Gefäßen löset die Salzbrühe sehr leicht die Glasur auf, und in den hölzernen dringt sie ins Holz, zieht den Kiengeschmack an und theilet ihn der Butter mit.

Das Einlegen der Butter geschiehet am besten auf folgende Art: man streuet erst auf den Boden etwas Salz, drückt dann die gesalzene Butter fest ein, und fährt damit fort, bis das Gefäß bis ohngefähr noch auf einen Zoll voll ist. Nun setzt man die Butter einige Tage in den Keller, und wenn man dann findet, daß sie sich vom innern Rande des Gefäßes abgesondert hat, wodurch sie leicht, da Luft dazwischen kommen kann, verderben könnte: so verfertigt man eine Salzlake so stark, daß ein Ey darauf schwimmen kann, klärt sie nach einiger Zeit ab, gießt sie über die Butter, rüttelt sie etwas, damit sich die Lake in alle Zwischenräume einziehe, und oben einen Zoll hoch übertrete. Dann deckt man sie wohl zu und bewahrt sie an einem kühlen Orte auf.

Ein ganz vortreffliches Mittel, die Butter ein paar Jahre ganz frisch und schmackhaft zu erhalten, ist folgendes: Man nimmt auf jedes Pfund Butter ein Loth Salz, ein Quentchen Salpeter und ein halb Loth gestoßenen Zucker, arbeitet dann die But-

ter, wie gewöhnlich beym Salzen, tüchtig durch, drückt sie hernach ein, und hebt sie an kühlen Orten auf. Sie hält sich vortrefflich; nur wird das Kalbfleisch, woran sie gethan wird, wegen des beygemischten Salpeters, davon roth.

Die gewöhnlichste Art, der ungesalzenen Butter Haltbarkeit und Dauer zu geben, ist das Zerlassen derselben auf gelindem Kohlfeuer. Man verfährt dabey auf folgende Art: man füllt einen kupfernen inwendig verzinnten Kessel oder Topf mit ungesalzener Butter an, setzt diesen auf einem Dreyfuß aufs Feuer, läßt die Butter bey ganz gelinder Hitze zergehen, und zuletzt ein wenig aufsieden, bis sie sich läutert und helle wie Oel wird. Unter dem Zerschmelzen tritt Schaum oben auf, den man mit einem Schaumlöffel abschöpfen muß, so lange bis keiner mehr zum Vorschein kommt. Diesen Schaum, so wie die auf dem Boden sich setzenden Unreinigkeiten, hebt man zu anderm Gebrauch, z. B. zum Seifensieden auf. Hat sich die Butter ein wenig abgekühlt, so gießt man sie durch ein sauberes Tuch in das zum Aufbewahren bestimmte Gefäß, doch so behutsam, daß das Unreine, welches sich auf dem Boden gesetzt hat, zurückbleibt, und ja nichts mit unter die geläuterte reine Butter kommt.

Einige Landwirthe, welche die Butter ohne Abgang zu schmelzen wünschen, verfahren also: Sie gießen ein Nößel Wasser in das Gefäß, worin die Butter geschmolzen wird, und rühren sie dann über gelindem Kohlfeuer mit einer hölzernen Kelle beständig um. Nimmt man sie vom Feuer, so läßt man sie ein wenig abkühlen, und rührt sie wohl um, ehe man sie in Töpfe oder Fässer gießt. Durch dieses Verfahren soll die Butter, ohne daß davon etwas abgehet, recht zähe werden, ihre gelbe

Farbe

Farbe behalten, und sich ziemlich lange aufbewahren lassen.

Sehr vortrefflich läßt sich die Butter noch auf folgende Art reinigen: Man nimmt in der besten Zeit recht frische und vollkommen ausgewaschene Butter und legt sie in ein gleich weites und hohes Gefäß von Steingut oder Porzellan, so daß ein paar Zoll leer bleiben. Dies Gefäß stellt man in einen mit kaltem Wasser angefüllten Kessel, dergestalt, daß das Wasser außerhalb etwas höher stehe, als inwendig im Gefäße die Butter reicht. Das Buttergefäß deckt man mit einem Brett zu und legt einen Stein darauf, damit es nicht vom Wasser gehoben und umgestoßen werde. Hierauf legt man Gluth und heiße Asche unter den Kessel, daß das Wasser nach und nach laulicht und erst nach drey Stunden milchwarm werden kann. In dieser Milchwärme erhält man es noch vier bis sechs Stunden, hütet sich aber, daß man das Wasser ja nicht heißer mache. Nach der dritten Stunde wird die Butter allmählich anfangen zu schmelzen, und in den folgenden Stunden so zergehen, wie ein weißes Baumöl in der Wärme zu schmelzen pflegt. Die schleimichte Unreinigkeit setzt sich nach und nach zu Boden und wird dicht; die Butter aber wird so klar und durchsichtig wie das reinste Baumöl. Nun nimmt man das Gefäß aus dem Wasser, stellt es an einen kühlen Ort und klopft noch etliche Minuten sanft daran, damit sich die Unreinigkeiten desto mehr festsetzen. Endlich gießt man die Butter sacht ab durch eine Leinwand in das Gefäß, in welchem man sie aufbewahren will. Hierin wird sie in einigen Stunden hart, und kann so einige Jahre ohne Salz vollkommen gut erhalten werden. Man kann auch das Wasser, durch dessen Wärme die

Butter aufgelöset werden soll, dadurch zur Milchwärme bringen, wenn man öfters warmes Wasser zugießt, und dagegen so viel kalt gewordenes herausnimmt.

Die auf diese Art gereinigte Butter stellt ein wahres Oel vor, und kann auch statt des Oels zum Salat gebraucht werden. Auch kann man leicht Tischbutter daraus bereiten, wenn man von dieser Butter nimmt, etwas frischen Rahm dazu thut, die Masse tüchtig zusammen schlägt und knetet, und dann ein Stückchen daraus bildet.

III. Von den Krankheiten der Pferde.

(Fortsetzung.)

7) Der Durchfall ist oft heilsam, sonderlich im Frühjahre, wenn die Pferde zuweilen auf die Weide gebracht werden. Hier reinigt sich das Thier von den im Winter gesammelten Unreinigkeiten, und man würde Unrecht thun, wenn man den Durchfall gleich stillen wollte. Zuweilen aber geht bey anhaltendem Durchfall viel Schleim mit fort, und dies nennet man das Fettschmelzen: wenn hingegen Blut mit abgeht, so nennet man es die Blutruhr.

Bey dem Fettschmelzen ist viel Vorsicht nöthig, und müssen keine stopfende Mittel gebraucht werden. Man gebe ein Klystier von ein halb Pfund Leinöl, zwey Eyerdottern und zwey Pfund Wasser, halte das Pferd in der Nahrung mäßig, und gebe ihm häufig Mehltrank und alle Morgen und Abend einen Trank von zwey Hände voll Käsepappeln und ein Loth Salpeter in zwey Pfund Wasser gekocht. Hat es sich etwas gebessert, so giebt man ihm sechs

Tage

Tage lang alle Morgen ein halb Pfund Leinöl, ein halb Loth Salpeter und ein Loth Rhabarberpulver, wohl vermengt auf einmal ein.

Bey der Blutruhr ist ein mäßiges Aderlassen nöthig; auch giebt man ein Klystier, wozu man vier Hände voll Leinsamen in vier Pfund Wasser kocht, zwey Hände voll Salz und sechs Loth Leinöl zusetzt. Dabey giebt man alle Morgen ein halb Pfund Leinöl, ein halb Pfund Honig mit einem Quentchen gestoßenen Alaun. Vermindert sich der Durchlauf, so giebt man einige Tage lang früh auf einmal Rhabarber ein Loth, gestoßene Wachholderbeeren ein Loth, mit Honig zur Latwerge gemacht.

8) Die Verstopfung des Harns, da das Pferd den Urin nicht lassen kann. Sie entstehet gemeiniglich daher, daß die Pferde im Laufe oder bey der Arbeit verhindert worden sind, den Urin zu lassen. Das beste Mittel ist, dem Pferde ein Klystier zu geben, und ihm einen Löffel voll geriebener Kreide, in warmen Rosent gerührt einzugießen. Sind Pferde zu diesem Uebel geneigt, so muß man ihnen oft Zeit zum Stallen geben, ihnen fleißig grünes oder gedörrtes Laub an das Futter mengen, und den Bauch zuweilen mit wollenen Lappen reiben.

9) Das allzuviele Schwitzen und Mattigkeit der Pferde. Wenn ein Pferd bey dem Fressen oder bey einer mäßigen Arbeit vom Schweiße trieft, so ist es eine Krankheit, die das Thier sehr abmattet. Fette Pferde sind diesem Uebel am meisten unterworfen; daher muß man die Pferde weder mästen, noch vom Fleische fallen lassen. Man wasche das Pferd, wenn es nicht schwitzt, Morgens und Abends fleißig mit kaltem Wasser, damit die erschlafften Ausdünstungsgefäße gestärkt werden,

dabey

dabey gebrauche man fleißig folgendes Mittel. Man gieße zwey Pfund heißes Wasser auf eine Handvoll Rosmarin und Salbey, lasse es zugedeckt stehen, bis es kalt ist, setze dann ein Viertelpfund Wein hinzu, und wasche das Thier damit vermittelst eines Schwammes. Ist das Pferd matt und träge, will es nicht recht fressen, schlägt es bey dem besten Futter ab, und fällt es bey geringer Arbeit gleich in starken Schweiß, so nehme man zwey Unzen Spießglas, stoße sie wohl zu Pulver, vermische es mit Kleye und gebe ihm alle Tage zweymal etwas angenäßt unter das Futter.

10) Der **Ekel** der Pferde, da sie das vorgeschüttete Futter nicht fressen wollen. Hieran ist oft nur Unreinigkeit des Futters und überhaupt des Stalles und der Krippen Schuld. Man gebe besseres Futter und halte auf mehr Reinlichkeit, so ist dem Uebel abgeholfen. Zuweilen ist eine Unreinigkeit im Maule Schuld daran. Man sehe den Pferden ins Maul, da wird man oft Warzen an den Ober- und Unterlippen finden. Diese kneipe man weg, daß das stockende Blut auslaufe, und reibe mehrmals die Lippen, Zunge und das ganze Maul mit Essig.

11) Der **Koller** ist eine Krankheit, die das Pferd dumm, auch wohl toll macht, gewöhnlich im Sommer entsteht und im Herbste wieder nachläßt. Man kann ein kollerichtes Pferd daran erkennen, wenn man ihm die Ohren zurückschlägt, oder die Beine kreuzweise setzt, und es weder die Ohren wieder gerade hält, noch die Füße anders setzt, wie jedes gesunde Pferd gleich thut.

Es giebt einen stillen und einen rasenden Koller. Beym stillen Koller hängt das Pferd den Kopf, geht gerade vor sich hin und weicht nicht aus, als

wenn

wenn es blind wäre. Das Futter fällt ihm aus dem Maule, die Vorderfüße hat es übers Kreuz gesetzt, und die Fliegen wecken es nicht aus seinem Schlummer. Man versagt dem Pferde alles harte Futter, giebt nur Mehltrank und Kleye mit Salz, hält es im Schatten und führt es oft ins kalte Wasser. An der Stirn setzt man ein Haarseil und läßt ihm zur Ader, um das Blut vom Kopfe abzuleiten. Daneben giebt man ihm einen Trank von Bingelkraut, Pappeln, wilder Cichorie, von jedem eine Handvoll in genugsamen Wasser gekocht, ein Loth Salpeter darin aufgelöset und mit etwas Mehl vermengt. Zuweilen giebt man ein Klystier und wäscht den Kopf öfters mit kaltem Wasser; so heilt man den stillen Koller zuweilen noch glücklich.

Beym rasenden Koller wird das Pferd ungestüm, schlägt mit dem Kopf und Füßen an die Wand, und läuft, wenn es loskommt, so lange fort, bis es keinen Athem mehr hat. Man braucht die vorigen Mittel, aber mit wenigem Nutzen.

12) Der Rotz, eine unheilbare Krankheit, die äußerst ansteckend ist. Er unterscheidet sich von der Druse dadurch, daß beym Rotze in dem Kehlgange immer auf beyden, oder doch auf einer Seite ein harter nußartiger Knoten ist, den man bewegen kann, und der öfters aufbricht. Es fließt gewöhnlich nur ein Nasenloch, und der Auswurf wird endlich grünlich und mit Blut vermischt. Es kommt hier hauptsächlich darauf an, daß man beym Einkauf nicht mit einem rotzigen Pferde betrogen werde. Man fühle dem Pferde auf beyden Seiten des Halses unter die Kammhaare und streiche mit den Fingern sanft auf und ab. Findet man es weicher, als es bey einem andern Pferde ist, als wenn eine flüssige Materie unter der Haut stäke, die sich hin

und

und her bewegen läßt, so ist es nicht richtig, die sonst ausfließende Rotzmaterie hat sich dahin zusammen gezogen, und man hüte sich wohl, ein solches Pferd zu kaufen.

13) Die **Maulklemme, Hirschkrankheit**, ist immer gefährlich. Das Pferd wird am ganzen Körper oder nur an einem Theile desselben steif. Sie entstehet, wenn das Pferd sehr gejagt und erhitzt, und durch das Schwemmen wieder erkältet worden ist. Oft schafft es Hülfe, wenn man gleich Ader läßt, das Pferd reitet und in Schweiß zu bringen sucht.

Das Maul ist diesem Uebel am meisten unterworfen. Es bleibt so fest zusammen gedrückt, daß man es mit keinem Instrument öffnen kann, und das Pferd kann weder fressen, noch saufen. Um die Entzündung in den Eingeweiden zu verhüten, muß man ein Klystier geben. Haarseile an der Brust und am Halse, die man einige Tage fließend erhält, thun gute Dienste. Dabey spritzt man Wasser, worin eine Handvoll Bingelkraut, Pappeln und wilde Cichorien abgekocht und ein Loth Salpeter aufgelöset ist, durch die Zähne oder durch die Nasenlöcher ein.

14) Die **Rehe oder das Verfangen** entstehet daher, wenn das Pferd im Winde sehr gejagt, oder nach starker Erhitzung gleich getränkt und gefüttert worden. Man erkennt es daran, wenn das Pferd von der Krippe zurückgeht, nur mit Beschwerlichkeit von der Stelle gehen, die vordern Knie beugen und die Vorderfüße aufheben kann. Wird man das Verfangen gleich gewahr, so ist bald Rath. Man läßt ein halb Nößel süße Milch und eben so viel Bier unter beständigem Umrühren gut kochen, läßt es abkühlen, bis man einen Finger darin leiden

kann,

kann, mischt ein paar Löffel Bärme darunter, und gießt es dem Pferde binnen einer Stunde zweymal ein, worauf man es eine Zeitlang mäßig reitet oder herumführt.

Oder man nehme ein halb Quentchen Bibergeilessenz zu einem halben Nößel laulichten Wein, gieße es dem Pferde ein, bedecke es wohl, und führe es in die Mistpfütze, daß es bis an das Knie darin stehet. Es wird dadurch in Schweiß gerathen und ist durch ein mäßiges Ausreiten darin zu erhalten. Ist es noch nicht völlig wieder hergestellt, so wiederhole man diese Kur. Bey diesen Mitteln muß man früh und Abends die Schenkel mit Brandwein, worin Kampher aufgelöset ist, reiben, und darauf mit kaltem Wasser waschen.

15) Der **Wurm**, eine schlimme Krankheit, gesellet sich oft zum Rotze. Es brechen am Halse oder an den Füßen Knoten aus, von der Größe einer Haselnuß, die sich am Halse gleich einer Schnur in der Dicke eines Fingers ansetzen, endlich aufbrechen und eine zähe Materie ausfließen lassen. Schlechtes Futter, ungesunde Ställe, verhärtete Drüsen und übel behandelte Geschwüre können dieses Uebel hervorbringen. Man muß gleich im Anfange dazu thun, sonst ist die Krankheit unheilbar. Man gebe dem Thiere einen gesunden Stall, gutes und mäßiges Futter, und verschaffe ihm alle Tage Bewegung in der freyen Luft. Innerlich giebt man täglich ein halb Loth Aethiops miner. mit Mehl und Honig zur Latwerge gemacht, und den Trank von einer Handvoll Bingelkraut, Pappeln und wilde Cichorien in Wasser gekocht mit einem Loth Salpeter. Am Halse oder an den Schenkeln setze man Haarseile, und erhalte die Eiterbänder fleißig. Hat man damit eine Zeitlang fortgefahren, so wa-

sche man die aufgebrochenen Knoten mit einem Wasser, das aus zwey Pfund reinen Quellwassers bestehet, worin ein Quentchen Merkurius Sublimatus aufgelöset ist; oder man verzehre das wilde Fleisch mit einem glühenden Eisen. Um das Thier für einen jeden Rückfall zu sichern, gebe man ihm nach vollendeter Kur ein halb Loth gepülvertes rohes Spießglas, mit einem Loth Honig und etwas Mehl zur Latwerge gemacht.

II. Aeußerliche Krankheiten.

1) Die Entzündung oder heiße Geschwulst kann von einem Schlage oder Stoße entstehen, wodurch kleine Blutgefäße verstopft werden. Sogleich angewandte Zertheilungsmittel heben die Hitze und vertreiben die auf solche Art entstandene Geschwulst. Man nehme eine Handvoll Kamillen, eben so viel Fliederblüthe, koche es in genugsamen Wasser und setze drey Gran Kupfer zu. Oder man nehme zwey Hände voll Kleye und koche sie in zwey Pfund Essig: oder man löse Seife in Branntwein auf, und wasche die Geschwulst damit.

Scharfes dickes Blut kann auch solche Geschwulst verursachen, deren Folge endlich Entzündung ist. Man bade die kranken Theile fleißig mit Wasser, worin eine Handvoll Pappeln, Eibischkraut und Wollkraut abgekocht ist. Hat sich die Hitze vermindert, so gebrauche man Wasser, worin eine Handvoll Flieder- und Kamillenblüthe abgekocht und drey Gran Kampher aufgelöset ist.

Oft entstehet eine Geschwulst ohne Hitze, die man die kalte nennt, diese wird durch eben die jetzt angezeigten zertheilenden Mittel bald weggeschafft.

2) Die Geschwüre werden durch die heiße Geschwulst oder durch eine Verletzung verursachet. Sie sind gutartig, wenn sie einen weißen geruchlo-

sen

sen Eiter von sich geben; bösartig, wenn sie ein dünnes übel riechendes Wasser und Blut enthalten und von weißem wilden Fleische umgeben sind.

Sind die gutartigen Geschwüre nahe an einem Gelenke, so können sie gefährlich werden; sonst ist die Heilung einfach und leicht. Man sucht erst das Geschwür durch einen Umschlag in mäßiger Eiterung zu erhalten, bis alles, was von der Entzündung angegriffen worden, verzehrt ist. Dazu dienet folgendes Mittel: Terpenthin ½ Pfund, Terpenthinöl 1 Loth, 3 frische Eyerdotter, alles so lange abgerührt, bis es eine gleich gelbe Farbe erhält. Dann braucht man innerlich als ein reinigendes Mittel: Wein ein Pfund, Honig vier Loth, gut gemengt.

Bey bösartigen Geschwüren muß durch innerliche Mittel das Blut gereinigt werden; dazu dienet folgendes Mittel: Tausendgüldenkraut, Eppich, Osterluzey, von jedem zwey Hände voll, in sechs Pfund Wasser abgesotten, mit etwas Salz vermischt, dem Pferde täglich eine Zeitlang zum Trank gegeben. Aeußerlich braucht man dabey das eben angeführte Mittel von Wein und Honig. Nach einiger Zeit braucht man statt desselben, um der Fäulniß zuvorzukommen, die Salbe von Terpenthin ½ Pfund, Terpenthinöl 1 Loth, 3 frischen Eyerdottern, nachdem man zu drey Loth dieser Salbe noch ½ Loth gepülverter Aloe hinzugesetzt hat. Auf diese Art heilt entweder die Wunde, oder das Geschwür geht in den Brand über.

3) Der Brand ist zweyerley, der kalte und heiße. Der kalte Brand wird daran erkannt, daß er einen häßlichen Gestank von sich giebt, und sowohl die Haare, als ganze Stücke Haut ausfallen. Bey dem heißen haben die ergriffenen Theile noch

etwas Empfindung, und das Absterben ist noch unvollkommen.

Die Pferde bekommen den Brand nicht nur bey bösen Geschwüren, sondern sie werden auch bisweilen von einer Art Pest- oder Brandbeulen befallen. Es sind Knoten, die geschwind entstehen, gar nicht in Eiterung zu bringen sind, und bald in den Brand übergehen. Sie müssen sogleich durch einen Schnitt geöffnet und mit folgender Salbe bestrichen werden: Spanisch Fliegenwasser zwey Loth, Leinöl vier Loth, Terpenthin ein Loth, gemengt und zur Salbe gemacht. So verwandeln sie sich in ein gemeines Geschwür, welches denn als solches behandelt wird.

Geht eine Entzündung oder böses Geschwür in Brand über, so giebt man dem Thiere nichts als Kleye und Mehltrank zum Futter und braucht äußerlich folgendes Mittel: Man kocht zwey Hände voll Wermuth in genugsamen Wasser, gießt dieses warm auf eine Handvoll Rosmarin, setzt ein Loth Kamphergeist zu, tränkt damit Leinwandbauschen und legt sie auf die Wunde. Innerlich giebt man ein Loth gepülverte Aloe mit einem halben Pfund Küchensalz in zwey Pfund Wasser gekocht. Weicht der Brand hierauf nicht, so muß man die davon ergriffenen Theile ausschneiden, wenigstens Einschnitte bis ins lebendige Fleisch machen, auf dieselbe Leinwandfasern mit gebranntem Alaun bestreuet, und über den ganzen Schaden Bauschen, in das eben angeführte Wasser getaucht, überlegen. Dadurch wird das abgestorbene Fleisch von dem lebendigen getrennt, und der Schaden verwandelt sich in ein gemeines Geschwür.

4) Die Krätze und Räude. Diese Krankheit entstehet oft durch Anstecken, am meisten aber von schlech-

schlechtem Futter bey vieler Arbeit, von einem unreinen Stalle, auch wenn man das Pferd nicht striegelt, und den auf der Haut fressenden Staub wegschafft. Die Thiere bekommen kleine Geschwüre wie Erbsen groß, die nach und nach aufspringen, an deren Stelle aber bald wieder andere entstehen. Sie schaben und reiben sich beständig an den Orten, und können vor Jucken nicht fressen. Man verbessere das Futter, halte den Stall reinlich, wasche das krätzige Pferd mit einer starken Lauge von Holzasche, und striegele es fleißig. Man schmiere die krätzigen Flecken mit einer Salbe, wozu man zwey Loth feine Schwefelblumen, sechs Loth Schweinefett und ein halb Loth Salz nimmt. Vor und nach dem Gebrauch der Salbe gebe man ein Abführungsmittel von Glauberſalz, und füttere öfters Gras.

5) Die Mauke. Man bemerkt in den Kniekehlen einen Schorf, aus dem oft eine weiße Feuchtigkeit läuft, die sehr scharf ist, und wovon die Haare ausgehen. Die Pferde, welche viel Haare an den Füßen haben, worin sich viele Unreinigkeiten verhalten, wenn sie nicht fleißig gewaschen werden, sind diesem Zufall am meisten unterworfen. Man reibe die Füße alle Tage mit Strohbändern, damit die Unreinigkeiten abgehen, und wasche dann täglich die Füße ein paarmal mit dem Abwaschwasser von Schüsseln und Tellern.

Ist aber schon Geschwulst da, so giebt man dem Pferde so viel möglich grünes Futter, mengt unter jede Mahlzeit von hartem Futter etwas Meerrettig nnd giebt öfters Mehltrank. Man legt ein Haarseil am Schenkel und giebt alle drey Tage folgendes Mittel: ein Loth Sennesblätter in drittehalb Pfund Wasser eingesotten bis zu zwey Pfund, und dann sechs Loth Glauberſalz darin aufgelöset.

Ist eine harte Geschwulst vorhanden, so muß man sie zu erweichen suchen, weswegen man ein Pflaster von Sauerteig auflegt. Dadurch wird das Geschwür fließend gemacht, wo man es denn mit Kalkwasser wäscht, austrocknet und mit folgendem Mittel bis zur Heilung verbindet: Zwey Loth feingestoßener Grünspahn und sechs Loth Honig wird zusammen in einem neuen Topfe bis zum Schäumen gekocht, doch daß es nicht überläuft.

IV. Vom Verhalten der Schwangern.

Die Gefahren, welchen schwangere Mütter und die Kinder, die sie unter ihrem Herzen tragen, ausgesetzt sind, sind groß und mannigfaltig. Dennoch sind die meisten schwangern Personen sicher und sorglos dabey, und brauchen die Mittel nicht, welche Vernunft und Erfahrung zur Kenntniß und Abwendung derselben darbieten. Unwissenheit und Leichtsinn sind wohl die Quellen dieser Sorglosigkeit. Der größte Theil der Schwangern, besonders in den untern Volksklassen, ist von der Wichtigkeit ihrer Umstände nicht überzeugt; sie kennen weder die Gefahren, die sich ihnen von außen nähern, noch die Unfälle, welche sie sich selbst zuziehen, und überlassen sich daher dem glücklichen oder unglücklichen Zufälle. Sehr viele bekümmern sich aus Leichtsinn weder um die Pflichten gegen sich selbst und ihr Kind, noch um die Regeln eines klugen und vorsichtigen Verhaltens, und nicht wenige handeln oft diesen Regeln, ob sie sie gleich sehr wohl kennen, gerade entgegen. So kann z. B. manche leidenschaftlichere Tänzerin sich oft, auch in den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft, des Tanzens

nicht

nicht enthalten, wenn sie gleich weiß, daß diese Leibesbewegung bey ihren Umständen viel zu heftig ist. Eine Schwangere fehle nun aus Leichtsinn, Sorglosigkeit oder Unwissenheit, und lasse ihre Leibesfrucht verderben; so begeht sie ein Verbrechen gegen sich selbst, gegen ihr Kind und gegen den Staat — sie ist eine Mörderin. Es wird also gewiß zweckmäßig seyn, wenn wir hier die Regeln vortragen, welche Schwangere beobachten müssen, wenn sie sich der glücklichen Geburt eines gesunden Kindes wollen zu erfreuen haben.

Zuerst ist es nöthig, die Kennzeichen der Schwangerschaft zu wissen. Die gewöhnlichen sind: das Ausbleiben der monatlichen Reinigung, das Aufschwellen des Unterleibes, und die Bewegung des Kindes in der zwanzigsten Woche. Oft geben mancherley kränkliche Zufälle den ersten Verdacht der Schwangerschaft, weil sie die Schwangern oft gleich nach der Empfängniß beschweren. Dergleichen sind: Trägheit, Gliederschmerzen, Schwindel, Ohrensausen, Kopf- und Zahnschmerzen, Herzklopfen, Ekel vor gewöhnlichen und Lust zu ungewöhnlichen Speisen, Erbrechen und Ohnmachten. Wenn diese Zufälle nicht sehr heftig sind, und die Gesundheit im Ganzen nicht dabey leidet; so ist es am besten, sie mit Geduld zu ertragen, weil sie sich gewöhnlich von selbst verlieren. Sind die Umstände bedenklich, so frage man den Arzt, der diese Zufälle heben und die Beschwerden sehr erleichtern wird.

So viel Schonung die Schwangern verlangen können, so sind sie doch nicht berechtigt, die Pflichten, von deren Beobachtung ihre eigene Gesundheit und das Leben ihres Kindes abhängt, zu überschreiten. Hierin fehlen die gemeinen, so wie die vor-

nehmen Weiber. Hierher gehört die Gewohnheit, alles zu essen, was ihnen gelüstet, und ihren Appetit zu stillen, wenn er auch auf schädliche oder unnatürliche Dinge fällt. So habe ich eine Person gekannt, die bey ihren Schwangerschaften beständig Pfeffer in der Tasche führte, wovon sie alle Augenblick einige Körner zerbiß und verschluckte. Eine andere hatte bey sechs Schwangerschaften jedesmal einen unnatürlichen Appetit zu grobem Kiessande, und sie konnte es nicht über sich erhalten, daß sie ihn nicht zum öftern stillete. Man glaubt und sagt zwar, man dürfe den Weibern in diesen Umständen nichts versagen, weil sie alles, wornach ihnen gelüstet, verdaueten, und wenn es auch Schuhleder wäre. Allein das ist falsch. Dies Gelüsten der Schwangern ist ein krankhafter Zustand, der von Säure im Magen und Mitleidenschaft des Magens und der Gebährmutter entstehet, und also kein Zeichen der vermehrten Verdauungskraft. Im Allgemeinen verdauen die Weiber während der Schwangerschaft schlechter als sonst, und daher sind ihnen grobe, blähende, fette Speisen nicht dienlich, es sey denn, daß sie daran gewöhnt sind und es ihnen an Bewegung nicht fehlt. Wird der Magen und die Gedärme mit schwer zu verdauenden Speisen angefüllt, so wird dadurch der Unterleib aufgetrieben, die freye Ausdünstung der Gebährmutter gehindert und der Stuhlgang verhalten. Daher ist vieles Abendessen den Schwangern schädlich, denn der Schlaf ist unruhig und nicht erquickend.

Je einfacher die Kost der Schwangern ist, desto besser ist sie; sie müssen daher die künstlich zusammengesetzten Speisen meiden, und die Gesundheit ihres Kindes nicht dem Kitzel des Geschmacks aufopfern.

opfern. Auch dürfen sie im Anfange der Schwangerschaft nicht zu viel stark nährende Speisen genießen. Ein Vorurtheil ist es, den Schwängern das Obst zu untersagen. Es ist so nahrhaft nicht als Fleisch- und Eyerspeisen, und ist daher eine gute Nahrung für die Schwangern; auch wird durch Obst- und Pflanzennahrung der Ekel für Fleischspeisen am besten gehoben. Schwachen und magern Personen sind nährende Speisen zu empfehlen, und sie thun wohl, wenn sie oft, aber nicht viel auf einmal essen.

Alles, was das Blut verdickt, erhitzt und gegen die Gebährmutter treibt, ist nachtheilig; daher müssen alle hitzige Getränke, Wein, Branntwein, Punsch, Bischof ꝛc. vermieden werden. Sie setzen das Blut der Mutter in Wallung und schaden dadurch der Leibesfrucht. Auch schadet alles, was die Nerven zu empfindlich macht, wohin vornehmlich warme erschlaffende Suppen und Getränke und vorzüglich der Kaffee gehören. Dies Getränk, das ein Bedürfniß der Taglöhnerin, so wie der vornehmsten Dame geworden, bringt viele Kinder ums Leben. Jungen vollblütigen Weibern verursacht der starke Kaffee Herzklopfen, Zittern, Bangigkeit, Schlaflosigkeit, unzeitige Geburten; dünner Kaffee erschlafft den Magen und den ganzen Körper, also auch die Gefäße der Gebährmutter, verderbt das Blut, macht schwächliche elende Kinder und unterhält eine Neigung zu Blutflüssen. Billig müssen Schwangere, die an den Kaffee gewöhnt sind, ihrer Leibesfrucht das Opfer bringen, sich desselben zu enthalten. Das beste Getränk für Schwangere ist das reine Wasser und Milch.

Nichts schadet den Schwangern so sehr, als eine ruhige sitzende Lebensart, wozu freylich die

durch die Zunahme der Korpulenz entstehende Trägheit verführt. Die Schwangern nehmen bey nahrhafter Speise und weniger Bewegung zwar zu; sie werden aber auch ungesunder und engbrüstiger. Die Vollsäftigkeit wird der Mutter und dem Kinde gefährlich. Die sitzende Lebensart hat auch den großen Nachtheil, daß die Verdauung unvollkommener, und das Blut dicker, zäher und schleimiger wird.

So nachtheilig eine zu ruhige Lebensart den Schwangern ist, so gefährlich sind die zu heftigen Anstrengungen und gewisse Leibesbewegungen. Wird dabey der ganze Körper, vorzüglich aber die Gebährmutter erschüttert, welches durch starkes Laufen, Springen, Reiten, Fahren auf holprigen Wegen, Tanzen u. s. w. geschiehet; so kommt jedesmal das Leben des Kindes in Gefahr, und es ist eine frühzeitige Niederkunft zu befürchten.

Auch das schwere Tragen, das Auf- und Ablangen, das Ziehen an schweren Lasten ist gefährlich. Freylich gebähren viele gemeine Weiber unter diesen Arbeiten gesunde Kinder zu rechter Zeit; allein das sind Ausnahmen. Schwangere müssen auch alles Fallen sorgfältig zu vermeiden suchen, daher nicht auf das Glatteis gehen, keine hohen Absätze an den Schuhen tragen und sich nicht auf Märkten und bey andern Gelegenheiten ins Gedränge von vielen Menschen begeben.

Da die engen Kleider die freye Ausdehnung des Unterleibes hindern, so sind sie den Schwangern nachtheilig. Dahin gehören die engen Schnürbrüste und die vielen über einander angezogenen Röcke. Schändlich ist die Gewohnheit junger Weiber, die Schwangerschaft zu verhehlen und durch Schnürbrüste und steife Mieder zu verhindern,

dern, daß der Leib nicht so hoch aufschwelle, um eine schöne Taille zu erhalten. Hieraus entstehet oft Kindermord, oder das Kind leidet doch durch den Druck, oder es erfolgt eine frühzeitige Geburt. Viele Schwangere ziehen sich durch das Zusammenpressen des Unterleibes Schlagflüsse, Blutspeyen und gefährliche Verhärtungen der Brüste und der Gebährmutter zu. Zu leicht und dünn darf hingegen die Kleidung auch nicht seyn, weil dadurch bey kalter Witterung die äußern Geburtstheile und der Unterleib erkältet werden, woraus Koliken, Durchfälle und Krämpfe entstehen, die dem Kinde gefährlich werden können. Eine Hose von Barchent oder Flanell ist sehr zu empfehlen. Auch müssen die Füße warm gehalten werden.

Feurige junge Eheleute müssen sich während der Schwangerschaft des öftern Beyschlafs enthalten, weil dadurch unzeitige Geburten verursacht werden, vorzüglich wenn er bey vollblütigen Weibern im Anfange der Schwangerscheft und zu der Zeit unternommen wird, wo ehemals die monatliche Reinigung zu fließen pflegte. Auch wird der Unterleib der Schwangern gedrückt und die Gebährmutter dadurch aus ihrer Lage gepreßt.

Wenn eine schwangere und dabey reizbare Frau sich von heftigen Leidenschaften hinreißen läßt, so bringt sie ihr Kind in große Gefahr; besonders ist der Zorn ein grausamer Kindermörder. Der Schreck kann schnell eine krampfhafte Zusammenziehung der Mutter bewirken, daß die Frucht abgehet oder stirbt. Auch plötzliche Freude erregt ähnliche Zufälle und kann Mutter und Kind auf der Stelle tödten.

Die Einbildungskraft kann ebenfalls nachtheilige Wirkungen auf die Frucht haben, ob es gleich

sich nicht erklären läßt, wie es zugehet. Ist gleich von hundert Beyspielen dieser Art nur eins für wahr zu halten, so gebieten doch diese wenigen Beyspiele alle mögliche Vorsicht. Schwangere müssen daher die Gaukeleyen der Seiltänzer, das Anschauen krüppelhafter, ungestalteter Menschen, der Bären, Affen ꝛc. vermeiden. Schon die Furcht, daß sie sich daran könnten versehen haben, und die bange Erwartung bis zur erfolgten Geburt ist dem Kinde sehr schädlich.

Traurigkeit und Gram, die die Kräfte zu Boden drücken und die Gesundheit untergraben, können der Leibesfrucht schädlich und tödtlich seyn, und auch noch nach der Geburt kann es das Schlachtopfer dieser Leidenschaft werden.

Nie lasse sich eine Schwangere die Hoffnung, diesen Balsam des Lebens, rauben. Sie beschäftige sich nie mit Geschichten unglücklich abgelaufener Geburten. Die Religion sey ihr fester Stab; denn das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung ist der sicherste Gefährte durch die mannigfaltigen Aengstigungen und Unruhen des Lebens. Schreckbilder der Einbildungskraft fliehen vor der Vernunft, und Religion legt dem Zorne den besten Zaum an.

Der unvorsichtige Gebrauch der Arzeneyen und allerley Quacksalbereyen kann dem Kinde große Gefahr bringen. Eine Schwangere sollte billig ohne Vorschrift eines Arztes gar keine Arzeney brauchen. Sie muß beym Ekel und Erbrechen keine hitzigen Magentropfen nehmen. Hartleibigkeit und Verstopfung kann sie dadurch, daß sie mehr als gewöhnlich trinkt, mehr Obst als Fleischspeisen genießt, bisweilen einen Löffel voll Kremor Tartari nimmt, heben, und in dringenden Fällen muß sie erweichende Klystiere gebrauchen, die vorzüglich in den

letzten

letzten Monaten gute Dienste thun. Blähungen müssen nicht durch hitzige Arzeneyen und Liqueurs vertrieben werden; sie werden verschwinden, wenn man harte Speisen vermeidet, des Abends nicht viel ißt, sich fleißige Bewegung in freyer Luft macht und die Füße warm hält.

Am Ende der Schwangerschaft entstehet gemeiniglich durch den Druck des Leibes gegen die Brust eine beschwerliche Engbrüstigkeit, die so lange anhält, bis sich der Leib nach unten senkt. Hier helfen Brustsäfte, Brustpulver und Brustthee nichts; doch schaffen erweichende Klystiere große Erleichterung. Bey dem beschwerlichen Drange zum Urinlassen thut eine breite Binde, die den Leib in die Höhe trägt, gute Dienste. Ist der Urin roth und feurig, so schaffen schleimige Getränke Erleichterung. Will er gar nicht fließen, so muß sich die Schwangere ins Bette legen, so daß der Unterleib hoch zu liegen kommt, dann faßt sie den Leib mit beyden Händen, drückt ihn sanft in die Höhe und läßt in dieser Stellung den Urin. Urintreibende Arzeneyen und Hausmittel sind schädlich.

So heilsam ein zu rechter Zeit vorgenommenes Aderlassen einem schwangern Weibe ist, so schädlich können unzeitige und oft wiederholte Aderlässe werden. Sie können einen Mißfall bewirken, oder doch die Mutter ungemein schwächen, daß sie elende sieche Geschöpfe zur Welt bringet, die bald nach der Geburt sterben, oder wenn sie leben bleiben, die Zahl der elenden Krüppel vermehren.

Wenn Schwangern, entweder ohne sichtbare Ursache, oder nach Aergerniß, Schrecken, heftiger Bewegung, eine beträchtliche Menge Blut abzugehen anfängt, wobey sie gemeiniglich starke Schmerzen empfinden, so sind sie in Gefahr, eine

un-

unzeitige Niederkunft zu haben. Diesem Zufall vorzubeugen, der immer gefährlich ist, müssen sich solche Personen sogleich zu Bette begeben und sich auf einen Strohsack legen, weil die Federn in diesen Fällen schädlich sind. In dieser Stellung müssen sie einige Tage bleiben, auch sehr wenig reden, weder Fleisch, noch Fleischbrühen, noch Eyer essen, nichts trinken als Gerstenwasser und alle zwey Stunden einen Theelöffel voll von einem Pulver nehmen, das aus anderthalb Loth Kremor Tartari und einem halben Loth gereinigten Salpeters bestehet. Begegnet dieser Zufall vollblütigen Personen, fühlt man einen vollen Puls und Fieberhitze, so muß am Arme zur Ader gelassen werden, welches am sichersten der Beurtheilung des Arztes überlassen wird.

V. Auch das Gute, was man thun kann, unterlassen, ist Sünde.

Eine arme Wittwe mit vier Kindern befand sich in sehr großer Noth. Ihre Schulden drückten sie; harte Gläubiger trieben sie zur Bezahlung an, und sie hatte kein Geld, auch keinen Freund, der ihr etwas leihen, oder gut für sie sagen wollte. Besonders wurde sie von einem Gläubiger auf das härteste bedrohet, der schon einen Befehl wider sie ausgewirkt hatte, daß sie in das Gefängniß gesetzt werden sollte, wenn sie nicht sofort bezahlte. Sie bat, sie flehete; durch nichts ließ er sich zum Mitleiden bewegen, sondern verlangte schlechterdings, daß sie bezahlen, oder — ihre älteste Tochter seinem schändlichen Willen überlassen sollte. Die Wittwe befand sich also in der größten Noth. Sie mußte

ent-

entweder in das Gefängniß wandern, oder die Unschuld ihrer Tochter einem schändlichen Bösewicht Preis geben. Sie wußte keinen Rath. In dieser Angst nahm sie ihre Zuflucht zu einem ihr bekannten reichen Mann, und schrieb folgenden Brief an ihn:

Reicher Mann! beweisen Sie, daß Sie ein Bild der Gottheit sind und eine That der göttlichen Tugend der Barmherzigkeit ausüben können. Meine Gläubiger drücken mich hart. Der eine hat schon einen Befehl wider mich ausgewirkt, mich in das Gefängniß zu setzen, und um mir diese Schande zu ersparen, verlangt der schändliche Mensch kein geringeres Opfer, als die Unschuld und Tugend meiner siebenzehnjährigen Tochter. Der Kampf ermüdete mich. Helfen Sie mir! Sagen Sie gut für mich! Aber helfen Sie mir bald, oder Sie können mir niemals helfen. Dies schreibt die unglücklichste unter allen Wittwen.

Der Reiche, der da befürchtete, er möchte sein Geld verlieren, wollte die Sache erst besser überlegen und ein Mittel ausfindig machen, ihr zu helfen, ohne selbst Gefahr zu laufen, einen Verlust zu leiden, er zauderte und antwortete nicht. Als die Wittwe nun sahe, daß sie keine Antwort bekam, klagte sie über ihre Noth und sagte ihrer ältesten Tochter etwas von der Gefahr, die ihr bevorstand. Die Tochter erschrickt; gern hätte sie alles für ihre Mutter gethan, gern alles hingegeben, nur ihre Tugend und Unschuld nicht. Das arme Mädchen wußte hier keinen Ausweg. Sie gerieth in Verzweiflung, und man fand sie den andern Morgen todt in ihrem Bette. Vielleicht hatte sie selbst Hand an sich gelegt; vielleicht war sie vor

Schreck

Schreck und Angst gestorben. Genug sie war dahin, und niemand konnte sie mehr retten.

Als der Reiche dieses Unglück erfuhr, schmerzte es ihn sehr, daß er nicht geholfen hatte, da es noch Zeit war. Nun war es zu spät. Diese Gedanken und die Vorwürfe seines Gewissens quälten ihn sein ganzes Leben lang, ja sie marterten ihn noch im Tode. Denn als er auf dem Sterbebette lag, besuchte ihn ein Freund und sahe, daß er wie ein Verzweifelter die Hände rang, seufzete und weinte. Er fragte nach der Ursache, und der Kranke antwortete: Ach! ich will eine einzige Stunde mit meinen Thränen wieder erkaufen, in welcher mich ehemals Gottes Gnade so mächtig aufforderte, daß ich das hätte werden können, was ich jetzt nicht werden kann.

Der Freund tröstete ihn mit der Hoffnung, daß er noch Barmherzigkeit vor Gott finden könnte, worauf der Kranke antwortete: Vielleicht wohl! aber ich kann doch nicht mehr all das Gute thun, was ich in einer Zeit von vierzig Jahren hätte thun können, wenn ich jene glückliche Stunde ausgekauft und ihrer wahrgenommen hätte. Ich habe nicht ausgesäet; die Aussicht in die Ewigkeit ist leer für mich; das Feld soll Garben tragen und hier sind Disteln aufgewachsen.

Was meinen sie denn für eine Stunde? fragte sein Freund. Der Kranke antwortete: Ach! es war eine Stunde, in der ich Barmherzigkeit üben konnte und that es nicht. In dieser Stunde hätte ich einer Wittwe mit vier Waisen eine Erleichterung und Verlängerung ihres Lebens verschaffen können. Diese Unglückliche wurde von ihren Gläubigern gedrückt, und hatte keinen Freund auf der Welt. Sie wußte, daß ich ein reicher Mann

war

war und nahm ihre Zuflucht zu mir. Sie schrieb den Brief an mich, den ich hier vor mir liegen habe, und den ich jetzt mit tausend Thränen benetze. Ach! ich versäumte vorsetzlich den guten Zeitpunkt, ihr zu helfen. Ich hatte keinen Glauben an Gott, ich dachte: dein Geld ist so gut als verloren; wer wird es dir jemals ersetzen? Ich nahm mir vor, die Sache erst durchzudenken und überlegen, ob ich etwa auf eine andere Art ohne meinen Schaden ihre Bitte erfüllen könnte. Allein die Wittwe fand den folgenden Morgen ihre Tochter todt; vielleicht hatte sie sich selbst entleibet. Dies Unglück hätte ich verhüten können, wenn die Trägheit mich nicht einschläferte, daß ich die Stunden nicht zählte, die noch zur Hülfe übrig waren.

Wie wichtig ist es, daß wir jede Gelegenheit Gutes zu thun sorgfältig in acht nehmen; denn wenn sie einmal versäumt ist, kömmt sie öfters niemals wieder.

VI. Wann muß der Landmann sein Getreide verkaufen?

Der Einwohner der Städte wünscht wohlfeile Getreidepreise und möchte gern dem Landmann sein Getreide für eine Kleinigkeit abpressen: Der Landmann hingegen wünscht, daß sein Getreide in recht hohen Preisen seyn möge, und das alte Sprichwort: leben und leben lassen, scheint nicht mehr gelten zu sollen. Da der Landmann nicht nur mit vielen Abgaben belegt ist, sondern auch zur Bestreitung seiner Wirthschaft von den Einwohnern der Städte mancher Beyhülfe benöthigt ist, welche er mit baarem Gelde bezahlen muß; so erfordert es die Billigkeit,

keit, daß der Getreidepreis und die Bedürfnisse des Landmanns in einem richtigen Verhältnisse stehen müssen; kein Stand kann zurecht kommen, wenn seine Ausgabe größer ist, als die Einnahme. Es ist also offenbar, daß allzu wohlfeile Getreidepreise dem Landwirth nachtheilig sind.

Aber auch dem Einwohner der Städte sind sie schädlich. Diejenigen, die mit dem Umsatz des Getreides es eigentlich zu thun haben, als Bäcker, Brauer, Branntweinbrenner, gewinnen bey einem höhern Getreidepreise eher, als daß sie dabey verlieren sollten. Der Kaufmann und Handwerker hat einen großen Theil seines Gewinns von dem Landmanne zu erwarten. Geräth dieser durch allzu wohlfeile Getreidepreise in Armuth, so ist die natürliche Folge davon, daß dadurch auch zugleich die Nahrung der städtischen Einwohner geschwächt wird. Ein höherer Getreidepreis ist ihnen um so unschädlicher, da sie ihn mit auf ihre Waare schlagen, welches sich der Landmann gefallen lassen muß. Auch der eigentliche Arme, der seinen Unterhalt von einem Tage zum andern mit seiner Händearbeit verdienen muß, ist bey etwas höheren Getreidepreisen besser daran, als bey sehr wohlfeilen. Der Landwirth kann alsdann, wenn er mehr Geld bekommt, in seiner Wirthschaft und Ackerbau mehrere Arbeiten und Verbesserungen vornehmen, folglich dem Taglöhner Arbeit geben, ja wohl seinen Lohn erhöhen. Man siehet auch dergleichen Leute wohl bey wohlfeilen, aber nicht bey höheren Getreidepreisen nach Arbeit herumgehen.

Der hohe oder niedrige Getreidepreis steht nur selten in menschlicher Gewalt, und hängt hauptsächlich von der alles regierenden Vorsehung ab. Der Mangel oder Ueberfluß ist die natürliche Ursache,

daß

daß der Preis einer Waare bald steigt, bald fällt. Reiche Erndten verursachen ordentlicher Weise einen geringern, sparsame Erndten aber einen höhern Getreidepreis; ferner, je mehr Konsumenten da sind, desto höher muß der Getreidepreis seyn. Die Zahl der Einwohner in unserm Lande hat sich seit funfzig Jahren mehr als verdoppelt, die natürliche Folge davon ist, daß das Getreide und alle andere Lebensmittel in höherm Preise seyn müssen, als vor funfzig Jahren. Auch politische Umstände haben einen Einfluß auf das Steigen und Fallen der Getreidepreise. Der Krieg verursacht nicht nur in dem Lande, wo er geführt wird, sondern auch in den ruhig gebliebenen Ländern höhere Getreidepreise. Je mehr reiche und bemittelte Einwohner ein Land hat, desto höher sind die Preise. Außerdem aber leidet ein jeder Getreidepreis, er mag hoch oder niedrig seyn, in allen Jahren, nach der Verschiedenheit der Jahreszeiten eine gewisse Abänderung, welche ein vernünftiger Landwirth, der bey seinem Getreideverkauf richtig verfahren will, gehörig beobachten muß. Gemeiniglich gilt das Getreide zwischen Michaelis und Weihnachten am wenigsten. In diesem Quartal hat der Landmann die meisten Ausgaben; er muß also einen großen Theil seines gewonnenen Getreides zu Markte bringen; starke Zufuhre macht wohlfeilere Getreidepreise. Zwischen Weihnachten und Pfingsten ist ordentlicher Weise ein Mittelpreis; zwischen Pfingsten und Michaelis aber pflegt das Getreide gemeiniglich am meisten zu gelten. Das letztere aber ist sehr ungewiß und leidet öfters einen Abfall. So kann der Anschein eines guten Frühjahrs und einer zu hoffenden reichen Erndte den Preis zum Fallen bringen. Der Landmann, der noch einigen Vor-

rath hat, bringt solchen aus Furcht, daß er noch mehr abschlagen möchte, zu Markte, wodurch nicht selten verursacht wird, daß das Getreide zu dieser Zeit wider die sonst gewöhnliche Ordnung weniger als vorher gilt.

Nur die wenigsten Landwirthe sind im Stande, den nach der Verschiedenheit der Jahreszeiten höhern Getreidepreis zu nutzen, sondern sie müssen sich nach der Beschaffenheit ihrer Vermögensumstände richten. Ein Landwirth, der die besten Getreidepreise benutzen will, muß wenigstens auf ein Jahr einen baaren Vorschuß von allen seinen Ausgaben haben. Nur wenige unserer Bauern können sich wegen der nöthigen Ausgaben anders, als durch den Verkauf ihres Getreides helfen, und sehr viele größere Gutsbesitzer sind in gleichem Falle. Es ist immer ein Glück für das Publikum, daß es noch bemittelte Landwirthe giebt, die nicht aus Noth ihr Getreide verkaufen dürfen, sondern solches auf höhere Preise aufbehalten können. Schlügen diese mit den armen ihr Getreide zu gleicher Zeit los, so würden dadurch die Preise so herabsinken, daß die Landwirthe nicht bestehen könnten und viele zu Grunde gehen müßten. Ueberdies sind die Kornböden der reichen Landwirthe die besten Magazine, welche bey Mißwachs dem Mangel und der übermäßigen Theurung wehren.

Ein Landwirth, der es thun kann, thut also nicht nur nicht unrecht, sondern er handelt vernünftig, wenn er in jedem Jahre die gewöhnlich höhern Getreidepreise wahrnimmt. Inzwischen ereignen sich im Zusammenhange der Landwirthschaft manche Umstände, welche dies nicht immer so schlechterdings gestatten wollen. Zwischen Pfingsten und Michaelis, wo die höchsten Preise sind, fallen die

noth-

nothwendigsten Arbeiten in der Landwirthschaft vor. Diese würden versäumt werden müssen, wenn ein Landwirth seinen ganzen Getreidevorrath nur bloß zu dieser Zeit, oft einige Meilen weit, verfahren wollte. Er kann sich dadurch helfen, wenn er in den Städten, wo er sein Getreide abzusetzen gewohnt ist, die erforderlichen Schuttböden miethet, und sein Getreide zu einer Zeit, wo er die Fuhren mit Bequemlichkeit verrichten kann, dahin schickt. Ein daselbst von ihm bestellter Bevollmächtigter kann alsdann das Steigen und Fallen des Getreides zu allen Zeiten wahrnehmen, und seinem Prinzipal die höchsten Preise verschaffen. Freylich verursacht die Miethe, die Bestellung eines Aufsehers und das öftere Umschütten manche Kosten; auch trocknet das Getreide immer mehr ein, und leidet auch wohl durch Mäusefraß Abgang. Alle diese Umstände muß der Landwirth in Erwägung ziehen, weil er sonst oft Schaden, statt des gehofften Vortheils, haben kann. Manche Wirthe versichern, daß sie ihr Getreide das ganze Jahr hindurch für den gangbaren Marktpreis verkauft und solches im Durchschnitt am vortheilhaftesten befunden haben.

Da der Getreidepreis auch in Ansehung der Jahre abwechselt, und sich bald wohlfeile, bald theure Zeiten ereignen, so ist die Frage, ob es für einen vernünftigen Landwirth rathsam sey, seinen in wohlfeilen Jahren gewonnenen Ueberfluß bis auf theure Jahre aufzubehalten. Daß die allgemeine Wohlfahrt nicht darunter leidet, ist vorhin schon erwähnt, und wenn zur Zeit eines Mißwachses nicht noch hie und da alte Vorräthe vorhanden wären, so könnte leicht Mangel und Hungersnoth entstehen. Wer sein Getreide auf künftige Zeiten aufbehalten will, muß für hinlängliche und gute

Getreidebehältnisse gesorgt haben. Das Getreide muß besonders gegen Wärme und Feuchtigkeit gesichert werden, weil sich sonst leicht die verheerenden Kornwürmer einfinden. Wer sich mit den gewöhnlichen Schüttböden, die meist über den Viehställen angebracht sind, behelfen muß, hat genug zu thun, sein Getreide von einer Jahreszeit zur andern unbeschädigt zu erhalten; wie viel mehr wird er nicht Gefahr laufen, wenn er es mehrere Jahre hindurch liegen lassen will. Will er von theuern Jahren einen Vortheil ziehen, so muß er ein eigenes tüchtiges und bequemes Kornhaus haben. Allein auch hier führt eine lange Aufbehaltung des Getreides viele Gefahr, Kosten und Abgang mit sich.

Ueberhaupt muß der Landwirth bey Aufbewahrung des Getreides auf theure Zeiten sich ein gewisses Ziel setzen, wenn er nicht am Ende Schaden haben will. Dem Geizigen ist der Preis selten hoch genug. Anstatt daß er bey Steigung des Preises verkaufen sollte, hofft er noch auf eine mehrere Erhöhung desselben, zwey Thaler für den Scheffel ist ihm noch nicht genug, er soll drey Thaler gelten. Nicht selten aber betrügt er sich; ein unvermutheter Umstand vermindert die erhöhet gewesenen Preise, und er bleibt mit seinem Vorrath sitzen.

Ein vernünftiger und billiger Landwirth sucht sich zwar die höhern Preise zu Nutze zu machen, er nimmt aber keinen Anstand, sein Getreide loszuschlagen, sobald der Preis mit seinen Wirthschaftsausgaben und seiner Nothdurft in einem richtigen Verhältnisse stehet. Wie aber muß der Getreidepreis beschaffen seyn, wenn er in einem solchen richtigen Verhältnisse stehen soll? — Die Zeiten machen hierin eine große Veränderung. Vor dreyßig und mehrern Jahren hieß es: wenn der Roggen einen

Thaler

Thaler gilt, so kann der Bürger und Bauer bestehen. Das kann aber jetzt nicht mehr gelten, weil alle Dinge, die der Landwirth zur Fortsetzung seiner Wirthschaft nöthig hat, sehr im Preise gestiegen sind. Er muß dem Stellmacher, dem Schmidt, dem Riemer zwey, ja dreymal so viel bezahlen, als vor dreyßig Jahren. Er muß dem Gesinde und den Tagelöhnern einen höhern Lohn geben, und ihre Beköstigung fällt jetzt viel kostbarer; der Landwirth kann also bey den ehemaligen Kornpreisen, ohne zu Grunde zu gehen, nicht stehen bleiben. Man kann daher füglich annehmen, daß der Getreidepreis mit den Wirthschaftsbedürfnissen nur in gehörigem Verhältnisse stehet, wenn bey gewöhnlichen Erndten der Roggen einen Thaler und acht Groschen und die übrigen Getreidearten verhältnißmäßig gelten.

VII. Ueber das Tränken der Schafe.

Weil das Schaf ein Thier ist, welches gleich andern Thieren des Essens und Trinkens bedarf, auch darnach Verlangen zeigt; so sollte man schwerlich auf den Einfall gerathen, daß irgend wo ihm dieses zum Theil versagt würde. Dennoch ist dies der Fall. In gewissen Gegenden der Mark, worunter die meinige auch gehört, darf das Schafvieh vom 12ten May bis nach der Herbstwollschur nicht trinken. Den 11ten May geht es noch auf wasserreichen Wiesen, aber den Tag darauf geht die Zeit seines Durstes an. Denn von nun an wird es vor allem Wasser sorgfältig gehütet, selbst vor dem der längs durch meine Besitzungen fließenden Plane, die doch in Sachsen aus Bergquellen entspringt. Muß die Schafheerde Dämme passiren, die an beyden

Seiten Wassergräben haben; so wird sie mit dem Hunde herüber gehetzt, und gewöhnlich auf dürren Höhen, wo Bocksbart und Heidekraut wächst, oder auf der Brache gehütet, und kommt nicht anders auf grüne Niederungshütung, als in einzelnen Stunden gewisser Tage, wenn die Heerde, wie mein Schafmeister spricht, salzgier wird, welches sich nach ihm durch Erdefressen äußert.

Sehr oft, doch vergebens, stellte ich ihm vor: 1) daß eine kleine Meile von mir die Schafe jeden Tag aus Quellen tränken, so oft sie herankämen; 2) daß man anderwärts, wo keine Quellen wären, die Schafe Morgens und Abends aus dem Brunnen tränkte; 3) daß bey jedem Platzregen, der bey Tage auf den Höhen fiele, wo die Schafe weideten, diese vom Trinken doch nicht abgehalten werden könnten, auch vor Durst dann wohl auf einmal zu viel tränken. Auf diese und jede andere, auf des Schafes Physiologie gegründete, Vorstellung hat mein Schafmeister nur eine Antwort. Sie heißt: das Schafvieh dürfe nun einmal auf diesen Feldmarken im Sommer nicht trinken; er sey ein alter Schafmeister, wisse das aus Erfahrung, und sage sich von aller Verantwortung los, wenn andernfalls die ganze Schäferey einginge.

Nun ist dieser Mann über meine drey Schäfereyen, die aus 2000 Stück zu Winter bestehen, der einzige Schafmeister, hat mit mir auf das neunte Schaf gesetzt, und bey seiner Zeit in 14 Jahren ist kein totales Schafsterben gewesen, wie mehr als einmal auf andern Schäfereyen in meiner Nähe, wie denn auch auf meinen Gütern die Schafe leicht verhütet werden und an der Fäulniß eingehen können.

Man wird sagen: warum schafft der Herr sich keinen

keinen gescheutern Schafmeister an? — Zwar verliere ich wegen der Beschaffenheit meiner Hütungen gewöhnlich zwischen jeder Schur 100 Stück, und wenn die Jährlinge nichts taugen, wohl mehr. Da ich aber jährlich über 500 Lämmer ziehe, so ist meine Schäferey doch im Zunehmen, und liefert des Jahrs, ohne das Märzvieh, im Herbste zwischen 100 und 200 alte Hammel zum Verkauf, die kahl vor Johannis 2 Thlr. 12 bis 16 Gr. gelten. Dabey muß ich, um der Vollständigkeit willen zur Geschichte der im Sommer nicht trinkenden Schafe bemerken, an was für Krankheiten meine Schafe sterben.

Die, woran ich bey Eintritt des Frühlings viele verliere, nennt mein Schafmeister die Süke (vermuthlich Seuche) und schreibt sie dem jungen Grase zu. Die andere nennt er die witten Lungen (die weißen Lungen), an welcher ich voriges Jahr über 200 jährige Schafe verlor. Von den gewöhnlichen Schafkrankheiten, als Durchfall, Drehkrankheit ꝛc. erwähne ich nichts, weil sie in allen Schäfereyen vorfallen. Wider die letztere werde ich dieses Jahr einen spanischen Gebrauch nachmachen, und meinen Lämmern und Jährlingen keine Wolle am Kopfe abscheeren lassen.

Nach dieser vorangeschickten Darstellung entsteht nun die Frage: Hat mein Schafmeister in Praxi Recht, der die Schafe den Sommer hindurch nicht will saufen lassen? oder die Theorie? Sind z. B. die weißen Lungen nicht Folgen des langen Durstes? Zwar könnte man für die Meinung meines Schafmeisters anführen, das Kameel sey auch schafartiger Natur, und ertrage lange den Durst, weswegen es auch zu Reisen in wasserlosen Wüsten tauge, deshalb auch vom Herrn Kant sehr

witzig das Schaf der Wüste genannt werde. Unser Dannwildpret sey gleichfalls schafartiger Natur und trinke selten. Er könnte sagen: seitdem ich die Schäfereyen nach meiner Weise behandele, haben Sie doch kein totales Schafsterben erlitten, wie wohl sonst; ja es sind Jahre gewesen, wie 1797, wo Ihnen diese drey Schäfereyen 2400 Thlr. eingetragen haben. Lassen Sie mir also ferner die Freyheit nach meiner Erfahrung zu handeln.

An Landwirthe, die über Schafzucht nicht gemeine Einsicht mit Praxis verbinden, wende ich mich nun mit der Bitte um Belehrung, was auf obiges zu erwiedern sey? in wie fern etwa die Praxis den Sieg über die Theorie verdiene? oder ob meine Schäfereyen eine Ausnahme von der Regel machen? deren Zustand ich übrigens nach der Wahrheit geschildert habe.

v. Rochow auf Reckan.

VIII. Wie können die Sandländer und Lehdungen in der Mark zweckmäßiger benutzt und verbessert werden?

Es könnte für die Landwirthschaft in der Mark wohl keine wichtigere Entdeckung gemacht werden, als wenn wir Mittel ausfindig machten, wodurch wir ohne verhältnißwidrigen Aufwand die Sandländer und Lehdungen, die wir mit Getreide anbauen, besser als bisher benutzten, so daß wir nach einigen Jahren mit mehrerm Erfolge ihnen Kornsaat anvertrauen könnten, und sie nach gerade zu einem bessern Boden umwandelten. Das Ueberfahren mit Lehm und bessern Erdarten, die Düngung mit Thon, Mergel und Moorerde sind allerdings

dings zweckmäßig, und können, wenn man sie in der Nähe solcher Lehdungen findet, mit wenigem Aufwande vortheilhaft angewandt werden: es ist aber wohl selten der Fall, daß man diese Erdarten in der Nähe findet, und dann ist der Aufwand zu groß, als daß man sich damit einlassen könnte. Wenigstens ist wohl zu berechnen, wie viel ein Morgen, so verbessert, kostet, und was er nach einer solchen Verbesserung leistet.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß jeder Acker in seinem natürlichen Zustande an Fruchtbarkeit zunimmt, je länger er vorher ruhig oder Brach liegt. Selbst die Sandländer, wenn sie nur keine sogenannte Sandschellen sind, geben hiervon den Beweis, der allerdings aber bey dieser Art des Bodens weniger merklich ist. Zwar ist das Brachliegen eigentlich keine Ruhe, da Gras und Kräuter darin aufwachsen; daher diejenigen, welche die Brache ganz abgeschafft wissen wollen, nicht ganz mit Unrecht behaupten, daß der Kleebau jene sogenannte Ruhe mit größerm Vortheil ersetzen könnte. Allein die wichtigste Frage ist immer: wächst denn der Klee in allen unsern Brachäckern? Wäre dieses, so bedürfte es keiner weitern Bemühung, ein solches Mittel auszufinden.

Wenn es aber gewiß ist, daß der Acker durch das Brachliegen zunimmt, und daß Klee und andere Futterkräuter den Acker so nicht aussaugen, als unsere gewöhnlichen Getreidearten, sondern ihn vielmehr verbessern: so ist wohl der sicherste Weg, jene Sandländer zu verbessern und dabey sie zugleich zu benutzen, dieser, irgend ein Futterkraut ausfindig zu machen, das diese Art des Bodens gern annimmt, das von irgend einer Gattung unserer Hausthiere gern gefressen wird, das viele Jahre

ausdauert und sich aus sich selbst wieder erneuert, und das durch starke und saftreiche Wurzeln vermögend wäre, diesem Boden mehr Fruchtbarkeit zuzuführen, als es diesem Acker wirklich entziehet, und das endlich die darauf gewandte Mühe und Dünger durch seine Benutzung ersetzte, letztern auf eine Zeitlang entbehrlich machte, oder wo möglich, daß eine solche Pflanze ohne alle Düngung hervorgebracht werden könnte.

Ein solches Futterkraut scheinet die Cichorie zu seyn, welches zu vermuthen, ich folgende Veranlassung habe. Im Frühjahre 1793 ließ ich den ganz wüsten Fuß eines Weinberges, dessen Bestandtheile gelber Kies sind, auf welchem auch nicht ein Grashälmchen wuchs, sondern der ganz mit so genanntem Bocksbart belegt war, Behufs einer Obstbaumpflanzung rejolen, mit Schafmist düngen und mit den Viehkartoffeln besetzen. Sie geriethen schlecht, indessen hatte ich die Freude, daß die meisten jungen Obstbäume anwuchsen, für die ich freylich durch Mischung einer guten Erdart um ihre Wurzeln und für fleißiges Begießen gesorgt hatte. Im Frühjahre 1794 wurde diese Baumplantage umgegraben und mit Cichorien bestellt. Sie waren zu dick gesäet, daher die Wurzeln nicht stark waren, doch aber die Arbeit belohnten. Im Frühjahre 1795 schlugen eine Menge zurückgebliebener Wurzeln aus, die ich ungestört ließ, um Samen zu gewinnen, dessen ich auch eine ansehnliche Menge erhielt, und den ich mit großem Vortheil absetzte. Im Frühjahre 1796 belegte sich wieder das ganze Stück; ich benutzte aber die Cichorien als Futterkraut, da die Blätter ein gutes Futter für Schafe und für Kühe sind, deren Milch dadurch vermehrt und verbessert wird. So habe ich, ohne

sie

sie wieder in Samen aufschießen zu lassen, diesen Fleck seit 1796 benutzt, und ihn zweymal des Jahrs abmähen lassen, wo aber freilich die letzte Schur nur immer geringe ausfiel.

Diese Sandschelle belegte sich vor dem Jahre in den Zwischenräumen, wo keine Cichorien aufschießen, mit weißem Klee, und auch im jetzigen Frühjahre bemerke ich, daß solcher da aufwächst, auch daß das ganze Stück eben so mit Cichorien bewachsen ist, als es bey seiner ersten Anlage war. Seit drey Jahren habe ich mehr dergleichen Anlagen gemacht, und selbst mit einer fliegenden Sandschelle Versuche angestellt, ob die Cichorien ganz ohne Dünger wachsen können. Dies ist mislungen, da der Boden keine Festigkeit hatte, und der Same vom Winde fortgeführt wurde; indessen kamen doch im zweyten Jahre einige Pflanzen zum Vorschein, so daß ich glaube, daß, wenn dergleichen Sandschellen nur vor dem Winde gesichert und mit ein wenig Dünger unterstützt werden, auch ein guter Erfolg zu erwarten ist.

Die Cichorie ist ein perennirendes Gewächs, das aber nur zwey Jahre aushält. Die alten saftreichen Wurzeln gehen in Fäulniß über, treiben aber beständig Nebenwurzeln, die immer neue hervorbringen. Dies, und daß ihre Zerstörung, wo sie einmal gebauet worden ist, viele Mühe verursacht, ist eine bekannte Sache. Man kann daher mit Recht von ihr eine vortheilhafte Wirkung auf die Sandländer erwarten; nur erfordert es eine lange Reihe von Jahren, um eine solche Veränderung dieses Bodens hervorzubringen. Jene Erfahrung der natürlichen Erziehung des weißen Klees auf dem alten Cichorienlande, wo vorher keine Spur davon zu finden war, legt den Beweis

ab,

ab, daß dies Land sich verbessert hat; wenn ich aber mit dem Spaten tiefer grub, so fand ich doch nur wenig Spur vom Rückstande der verfaulten Cichorienwurzel, den ich in solcher Menge schon zu finden glaubte, daß er an einigen Stellen schon die Farbe dieses unfruchtbaren Bodens in einer gewissen Tiefe würde verändert haben, welches geschehen muß, wenn ein Stück Land auf diese Art benutzt wird.

Wenn aber die Cichorie auch nicht jene große Hoffnung erfüllet, so ist sie doch eine Pflanze, die man als ein gutes Futterkraut empfehlen kann, besonders für die Gegenden, die einen Ueberfluß an schlechten Ländereyen haben, die den Getreidebau wenig belohnen, ich meine unsere drey- bis sechsjährigen Lehdungen. Immer werden sie nach dem Anbau der Cichorie als Futterkraut, je nachdem sie in diesem Acker ausgedauert hat, viel bessere Getreideerndten liefern, als sie bey ihrer bisherigen Behandlung hervorbrachten; nicht zu rechnen, daß sie wenigstens schon im zweyten Jahre eine gute Erndte von Blättern geben, die die angewandte Mühe und den Aufwand an Dünger, wo nicht im ersten Jahre, doch in den folgenden hinlänglich ersetzen.

Für diejenigen, welche die Cichorie noch nicht als Futterkraut genutzt haben, und denen die hier vorgetragenen Erfahrungen und Bemerkungen nicht ganz unnütz scheinen, wird es nicht überflüßig seyn, eine kurze Anweisung zu ihrem Anbau beyzufügen.

Die Cichorie kommt in jeder Art des Bodens fort, sobald nur dazu gedüngt wird. Wählt man ganz schlechtes Land, welches ich dazu immer in Vorschlag bringe, von dem man vermuthen kann, daß die Winde es sehr austrocknen und den Samen weg-

wegführen werden, so säe man ihn, wenn es die Witterung erlaubt, in den ersten Tagen des Novembers, sonst, so früh man nur in die Erde kommen kann. Nur wenn ein starker Frost den aufgehenden Samen in der Milch, oder beym Aufgehen übereilt, kann beydes gefährlich werden. Im Frühjahre, wenn man dergleichen nicht mehr befürchtet, ist die beste und sicherste Zeit; nur muß bey einem solchen Boden auf nasse Witterung gesehen werden, da sonst der Same seiner Decke so leicht beraubt werden kann. Man bestelle den Acker dreyfährig und pflüge so tief als möglich, wenn auch noch so schlechter Sandboden hervorkommt. Nachdem dieses Land durch die Egge von allem Unkraut und Wurzeln gereinigt ist, wird kurzer Dünger darauf gefahren und so tief als möglich untergepflügt, die Erde gleich geegget, der Same eingesäet, mit der Harke eingeharkt und sodann eingewalzt. Man kann die Cichorie zu diesem Zweck nicht leicht zu stark säen, und füglich anderthalb Metzen auf den Morgen aussäen. Sollte sich häufig Unkraut finden, so muß man es ausjäten lassen. Geht der Same nicht gehörig dicht auf, so lasse man das folgende Jahr die Cichorien in Samen schießen; es wird, wenn man nicht zu kärglich mit dem Einsammeln verfährt, so viel nebenbey ausfallen, daß der Acker völlig bedeckt wird. Dies wiederhole man, so oft man bemerkt, daß die Pflanze sich verliere, ein Fall, der auch wohl eintreten könnte.

Man verfuttere die Blätter grün; denn das Abtrocknen derselben zum Winterfutter ist nicht anzurathen, weil sie sich ganz zerreiben, und wenn sie diesen Grad der Trockenheit nicht erreicht haben, leicht faulen und verderben.

Wür-

Würden nicht jene magere Gegenden sich durch dergleichen Anlagen eine Fettweide für ihre Schafe verschaffen können, die sie jetzt aus Mangel derselben immer nur mager verkaufen und also jenen Vortheil verlieren müssen?

Hubert.

IX. Von einigen Zufällen bey den Schweinen und Mittel dagegen.

Im Septemberstück des gemeinnützigen Volksblatts vom Jahre 1798 wird einer Entzündungskrankheit der Schweine gedacht, welche mit Verstopfung verbunden ist, und wobey alle Freßlust vergeht. Die Krankheit ist tödtlich, und es wird ein Klystier vorgeschlagen. An eben dem Morgen, da ich das Stück bekam, hatte mir die Magd ein krankes Schwein gemeldet, bey welchem sich die Merkmahle der Entzündungskrankheit zeigten. Da ich eine Klystierspritze hatte; so machte ich von dem vorgeschlagenen Mittel Gebrauch: weil es aber jedesmal gleich wieder abging und sich die Magd nicht gut damit behelfen konnte; so wurde statt desselben dem Schweine ein Ende Talglicht, etwa eines kleinen Fingers lang, als Klystier beygebracht. Auch dies ging mehrmals wieder weg, bis es endlich schmelzte, und darauf Oeffnung, Freßlust und Genesung erfolgte. Meinem Nachbar starb eins an dieser Krankheit.

Zweymal hat sich dieser Fall auf meinem Hofe ereignet. Das erstemal fraß ein Schwein den Ausschnitt von einigen kastrirten Kemppölken, und vielleicht hat das zweytemal das Schwein von einem krepirten Schafe gefressen, da mehrere auf dem Felde herumlagen.

Bey

Bey dem Rauschen der Säue auf dem Felde im Sommer hatten schon zu dreyenmalen bald nach dem Rauschen sich hinten an den Säuen Maden gefunden. Ein Hirte rieth mir, daß ich sollte altes Fensterbley klein schneiden, etwa einen halben Löffel voll auf ein Butterbrod streuen, dies zusammen klappen und der Sau zum Fressen geben lassen. Es kann des Tages zwey bis dreymal geschehen, und es soll am besten seyn, wenn es eine Stunde vor der Fütterung geschiehet. Dies Mittel hat nach einigen Tagen immer glücklich gewirkt. Mit anderm Bley habe ich keine Versuche gemacht, weil ich altes Fensterbley hatte.

In der strengen Kälte zwischen Weihnachten und Neujahr hatte ich eine Sau mit neun Ferkeln. Diese waren nur neun Wochen alt, als die säugende Mutter bey aller Freßlust nichts herunter bringen konnte. Ich mußte die Ferkel von ihr nehmen lassen. Hier trat ein doppelter übler Umstand ein: die Ferkel waren erst halb spän, und hätten noch drey bis vier Wochen saugen müssen. Dabey war die Kälte ungemein groß, und sie mußten wahrscheinlich verfrieren. Um dies zu verhüten, wurde im Schafstalle eine Bucht gemacht, damit sie auf dem Schafmiste warm liegen sollten. Hier lernten sie bald ihren Trank hinunter schlurfen, und wuchsen bey guter Fütterung sehr gut. Da die Nächte lang waren, so bekamen sie noch Abends um zehn Uhr Futter, und sie fraßen. Nach dem Zeugnisse anderer hatten sie sogar Vorzug vor denen, die mit ihnen gleich alt und gehörig gesäuget und abgesetzt worden waren.

Auch die Mutter wurde gerettet. Ich bekam von einer Bauersfrau für einen Dreyer sogenannten Prustebüdel. Dieser wurde der Sau mit dicker

Milch

Milch eingegeben, und nach etwa einer halben Stunde brach sie eine nicht klein gemachte, obgleich gekochte Kartoffel aus. Dieser Frau war es mit einer im Halse eines Schweins sich festgesetzten Kartoffel auch so gegangen, und sie hatte dieses Mittel gebraucht. Eben dies Mittel, nur in einer größern Portion, würde auch wohl bey dem Rindviehe helfen, welches mit Kartoffeln gefuttert wird. Denn da diese gemeiniglich roh gegeben werden, so kann sich der Fall ereignen, daß sich eine Kartoffel im Schlunde festsetzt. Mir hat man einen Ort in der Nähe genannt, wo eine Kuh an einem solchen Zufall krepirt ist.

Schröder.

X. Ein Ersatzmittel der Chocolate.

Die Chocolate kann durch ein Getränk, welches Contant heißt, in der äußern Gestalt, dem Geschmack und der Wirkung sehr gut vertreten werden. Man nimmt drey bis vier Loth feines Reißmehl, zwey Loth abgeschälte Wallnuß- oder Mandelkörner, vier Loth Zucker und etwas Zimmt, stößt und reibt alles in einem Mörser zusammen. Von diesem Pulver nimmt man auf eine Person ein Loth, quirlt es in drey bis vier Tassen kochende Milch und thut ein gequirltes Ey mit dem Dotter und dem Weißen hinzu und läßt es ein paar mal aufkochen. Das Getränk ist weiß, seemig, von der Dicke der Chocolate, von ihr ähnlichem, wenigstens eben so gutem Geschmack und ungemein nährend.